

Fritz B. Simon



Formen (reloaded)

Zur Kopplung von Organismus,
Psyche und sozialen Systemen

Band 2 • Sätze 29–47
Konstruktionen von Wirklichkeiten

Carl-Auer 

30.4 Soziale Systeme: Es gibt **allgemeine** und **spezielle Muster** der unbewussten Verhaltenssteuerung des Individuums, die durch Muster der Spielregeln sozialer Systeme (= **kulturelle** Regeln) erklärt werden können.

Die primäre (meist familiäre) und die sekundäre (z.B. schulische) Sozialisation vermitteln dem Individuum soziale Spielregeln, die es nach einiger Zeit unbewusst anwendet. Gelehrt werden derartige kulturelle Regeln implizit durch die **Kommunikation von Erwartungen**. Man kennt die Regeln, wenn man **erwartet**, welches Verhalten von einem **erwartet** wird ... (= **Erwartungs-Erwartungen**) – und dann erfüllt man üblicherweise diese Regeln gut genug, um nicht aus dem jeweiligen sozialen System ausgeschlossen zu werden (was für ein kleines Kind ja tödlich wäre – auch wenn ihm das nicht bewusst sein dürfte).

Solche, als »selbstverständlich« erlebten und erwarteten Muster der Interaktion und sozialen Strukturen treten meist nicht ins Bewusstsein, eben weil sie als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Sie bleiben »latent«, d.h. unbeobachtet (wenn auch nicht immer für Soziologen oder Ethnologen), und dadurch werden sie **geschützt**. Denn alle sozialen Regeln oder Institutionen, die bewusst wahrgenommen werden, können auch zum Gegenstand der Diskussion werden und gegebenenfalls negiert, abgelehnt, verändert, revolutioniert werden ... (wahrscheinlich einer der Gründe, warum Soziologen häufig mit Misstrauen begegnet wird). Das ist in einer Familie nicht anders als in einer Organisation oder einer politischen Einheit wie einem Staat.

Man sollte meinen, dass auch das von C. G. Jung in die psychoanalytische Diskussion eingeführte »kollektive Unbewusste« sich

durch die Muster der Sozialisation erklären lässt. Das ist von ihm allerdings nicht so gemeint, denn er hält das »kollektive Unbewusste« für vererbt und die kulturellen Muster, wie sie sich etwa in Märchen und Mythen manifestieren, für Projektionen der Psyche – des Unbewussten als Subjekt – in die Außenwelt. Insofern sieht er auch keine differenzierende Funktion unterschiedlicher Kulturen, sondern im »kollektiven Unbewussten« ein Verbindungsglied der Kulturen.

Aus einer systemtheoretischen Perspektive erscheint diese Zuschreibung von Kausalität fragwürdig. Viel eher dürfte es umgekehrt sein, dass die Muster von Mythen und Märchen zu den »angeborenen« Strukturen, d.h. denen des Organismus passen, so dass sie als stabile Umwelt-Bedingung für alle psychischen Prozesse fungieren können. Wenn es tatsächlich solche überindividuell zu findenden, unabhängig von der jeweiligen Kultur bestehenden Muster psychischer Prozesse geben sollte, so müsste das sogenannte »kollektive Unbewusste«, da es sich im individuellen Seelenleben ereignet, dem menschlichen **Organismus**, speziell wohl der Struktur und den Prozessen des Gehirns, kausal zugeschrieben werden. Aber, dass dies irgendwelche Märchen oder Mythen produziert, passt nicht zur Funktion des Organismus, denn bei den unbewussten Gemeinsamkeiten kann es sich lediglich um rein **formale Merkmale** handeln, die sich wahrscheinlich aus dem Alles-oder-Nichts-Muster des »Feuerns« von Neuronen ergeben. Märchen und Mythen passen allerdings

in der Konstruktion ihrer Protagonisten zu solch einem Alles-oder-Nichts-Muster: das gute Aschenbrödel, die schöne Prinzessin, die böse Hexe, die böse Stiefmutter, der schöne, reiche Königssohn ... usw.

... das Unbewußte ist strukturiert wie eine Sprache ...

Lacan, Jacques (1964): Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Osten (Walter) 1978, S. 24.

In der Regel begnügen sich Soziologen, soweit sie sich nicht einfach auf die Eingeführtheit und Selbstverständlichkeit des Begriffs verlassen, mit der Definition von Latenz als fehlende Bewusstheit. Oft spitzt man stärker zu mit der These, daß es sich um Uneinsehbarkeit handele. Die Unmöglichkeit des Herstellens von Bewußtheit hat dann ihren Grund in der Funktion der Latenz selbst: oder es handelt sich um eine glückliche Symbiose von Unfähigkeit, alles zu sehen und alles zu wissen, mit ordnungspolitischen Verdunkelungen. Latenz hat dann als fehlende Bewußtheit Bedeutung für die psychischen und für die sozialen Systeme. Der Zusammenhalt psychischer und sozialer Systeme wird so ins Unbewußte verlagert. Soziologen, die nicht mehr an Natur und nicht mehr an Vernunft zu glauben wagen, glauben dann wenigstens noch an Latenz. Im Nichtwissen ist man unschuldig, ist man sich einig, und zugleich findet der Soziologe sich aus diesem unbewußten Konsens des Unbewußten ausgeschlossen. Er findet sich an den Toren, durch die er das destruktive Wissen hineinlassen könnte. Er findet sich in der Position des Beobachters, der Wissen und Nichtwissen, manifeste und latente »Inhalte« zugleich wahrnehmen kann, was für den beobachteten Gegenstand nicht möglich ist. Als Beobachter benutzt er die Vorstellung, Latenz habe eine Funktion für das System, um manifeste und latente Strukturen in einen Ordnungszusammenhang zu bringen und auch damit die Selbstbeobachtungsmöglichkeiten seines Gegenstands zu überschreiten.

Im Rahmen einer Theorie selbstreferentieller Sozialsysteme muß dieses Konzept in mehrfacher Hinsicht modifiziert werden. Vor allem zwingt die schärfere Trennung von psychischen und sozialen Systemen dazu, das Latenzproblem je nach Systemreferenz aufzubrechen. Man muß unterscheiden zwischen psychisch leistbarem Bewußtsein und Kommunikation. Entsprechend ist zwischen Bewußtseinslatenz und Kommunikationslatenz zu unterscheiden.

[...]

Es gibt (1) rein faktische Latenz im Sinne von Unkenntnis oder Nichtberücksichtigung bei der Themenwahl des Kommunikationsprozesses; ferner (2) faktische Latenz, die auf der Unmöglichkeit des Wissens bzw. Kommunizierens beruht (so wie die Griechen über Orgeln nichts wußten und darüber auch nicht kommunizieren konnten); und es gibt (3) die strukturfunktionale Latenz, nämlich Latenz mit der Funktion des Strukturschutzes.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 457–459.

Eine gewissermaßen oberflächliche Schicht des Unbewußten ist zweifellos persönlich. Wir nennen sie das *persönliche Unbewußte*. Dieses ruht aber auf einer tieferen Schicht, welche nicht mehr persönlicher Erfahrung und Erwerbung entstammt, sondern angeboren ist. Diese tiefere Schicht ist das sogenannte *kollektive Unbewußte*. Ich habe den Ausdruck »kollektiv« gewählt, weil dieses Unbewußte nicht individueller, sondern allgemeiner Natur ist, d.h. es hat im Gegensatz zur persönlichen Psyche Inhalte und Verhaltensweisen, welche überall und in allen Individuen cum grano salis dieselben sind. Es ist, mit anderen Worten, in allen Menschen sich selbst identisch und bildet damit eine in jedermann vorhandene, allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur.

Jung, Carl Gustav (1934): Die Archetypen und das kollektive Unbewußte. In: ders. (1957): Bewußtes und Unbewußtes. Beiträge zur Psychologie. Frankfurt a. M. (Fischer), S. 11 f.

30.4.1 Da neugeborene Menschen nur als Mitglied eines sozialen Systems überleben können, müssen sie sich an die Spielregeln der Interaktion und Kommunikation dieses (= irgendeines) konkreten sozialen Systems anpassen, das heißt, sie müssen die Regeln des im System gebrauchten Unterscheidens und Bezeichnens anwenden lernen.

»Müssen«, »wollen« usw. sind natürlich Worte, die der Situation des Neugeborenen nicht gerecht werden. Es sind ja keine bewussten Entscheidungen, da deren Bewusstsein erst im Entstehen ist. Sie machen einfach das, was sie machen – und sie erleben die Reaktionen der Menschen, die um sie herum sind. Und dazu gehört, dass sie offenbar schon nach wenigen Wochen ihre **Aufmerksamkeit** auf andere Menschen, speziell deren **Gesicht**, richten.

So erlernen Neugeborene, Babies, Kleinkinder und größere Kinder im Laufe der Zeit in derselben Weise, wie sie ihre Muttersprache erwerben, die Spielregeln des sozialen Systems, **indem sie an ihm teilnehmen**. In der Kommunikation zwischen dem Kind und den Eltern geht es um die Verbundenheit, d.h. die Sicherheit in der Beziehung. Das ist vom Kind sicher nicht bewusst intendiert, aber es hat diesen Effekt gleichermaßen auf Eltern wie Kind. Doch um diese Sicherheit in der Beziehung – im sozialen System – zu er-

halten, ist langfristig die **Anpassung** an die Regeln des Systems notwendig.

Und es besteht ja auch gar keine Alternative: Was sollten neugeborene oder kleine Kinder allgemein denn sonst tun, als sich den sozialen **Erwartungen** entsprechend zu verhalten? Sie müssen das gar nicht entscheiden, denn es passiert einfach ... unbewusst **und** bewusst. Die Möglichkeit zu sagen: Ich kündige, ich suche mir eine andere Kultur, wo ich mich besser verstanden fühle und es mir besser geht, hat erst der Erwachsene (auch wenn manche Kinder das schon vorher gern tun würden und meinen/hoffen, dass sie eigentlich in eine andere Familie gehören, weil sie als Babies vertauscht wurden) ...

Daniel Stern, Psychoanalytiker, Familientherapeut und Babywatcher, illustriert den Eintritt eines Babys ins soziale Leben (= Teilnahme an Kommunikation) am Beispiel eines fiktiven viereinhalb Monate alten Jungen [»Joey«] (siehe Zitat).

Joey ist nun in einen kurzen, aber außergewöhnlichen Zeitabschnitt seines Lebens eingetreten. Zwischen der achten bis zwölften Lebenswoche macht seine Entwicklung einen enormen Sprung. Die Fähigkeit, in sozialen Kontakt mit anderen Menschen zu treten, beginnt sich zu entfalten: Zum ersten Mal zeigt sich bei ihm das »soziale Lächeln«. Er beginnt Laute zu bilden, und hält bereits längere Zeit einen Blickkontakt aufrecht. Fast über Nacht ist aus ihm ein soziales Wesen geworden. Noch sind allerdings die ganz intensiven sozialen Interaktionen auf die allernächste Nähe beschränkt, das heißt auf den Kontakt von Angesicht zu Angesicht und auf das »Hier und Jetzt zwischen uns«. Diese intensive, unverfälschte Form seiner Beziehungen dauert etwa bis zu seinem sechsten Monat und wird alle seine künftigen Kontakte zu anderen Menschen und sein Verständnis für ihr Verhalten prägen.

[...]

Das zweite bedeutsame Ereignis beim Eintritt in seine neue soziale Welt ist die neu erworbene Kontrolle seines Blicks. Nun bestimmt er selbst, wohin er seinen Blick richtet und was er wie lange betrachtet. Bereits mit dreieinhalb Monaten gelingt ihm das fast so gut wie einem Erwachsenen. Weil enger Kontakt sich stets nur über ein Sich-Anblicken entfaltet, kann er ihn nun eigenständig herstellen oder auch abbrechen. Er stellt den Kontakt zu seiner Mutter her, indem er sie ansieht, denn sie wird seinen Blick erwidern. Er kann

den Kontakt vertiefen, indem er zu strahlen beginnt, und er beendet ihn, indem er den Kopf wendet und die Augen von ihr abwendet. Eine Aufforderung zum Kontakt mit seiner Mutter kann er dadurch ablehnen, daß er sie nicht ansieht. Will er den Kontakt vollständig beenden, schaut er endgültig weg. Was die mimische Interaktion mit anderen Menschen angeht, so ist er also bereits zu diesem frühen Zeitpunkt als echter Experte zu bezeichnen.

[...]

In diesem Alter geht es bei den sozialen Interaktionen zwischen Joey und seiner Mutter oder seinem Vater nicht um etwas Konkretes. Weder er noch seine Bezugspersonen sprechen über ein bestimmtes Thema wie das Wetter oder einen Gegenstand. Sie haben sich gegenseitig keinerlei Geständnisse zu machen und müssen sich weder Vergangenes erläutern noch zusammen ihre Zukunft planen. Ihr einziges »Thema« ist der Augenblick hier und jetzt, in welchem sie sich als zwei menschliche Wesen intensiv miteinander verbunden fühlen. Ihre Interaktionen haben einzig zum Ziel, diese »Erfahrung« auszudehnen. Sie dienen nicht der Vorbereitung für etwas anderes – sie sind bereits das, worum es geht.

Stern, Daniel N. (1993): Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt. München (Piper), 25. Aufl. 2016, S. 51–55.